

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmeckel“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. E. W. — Man pränumeriert im Kommissionsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Vive la danse!

Mir träumte, daß der Fasching
Nun endlich eben vorbei,
Und daß mein liebes Püppchen
Darüber gestorben sei.

Da lag sie auf der Bahre
Mit einem weißen Kranz,
Um endlich auszukühlen
Vom glühenden Lebenstanz.

Daß es so plötzlich käme,
Des' war ich mir nicht verseh'n;
Drum wollt' es mir auch anfangs
Gar nicht zu Sinne geh'n.

Da trat ich hin zum Sarge,
Darin sie, lauschig, lag,
Und rief sie an, und horchte,
Ob sie's wohl merken mag.

Ich rief: »'s ist noch zu zeitig,
»Steh' auf, jung' Püppchen, auf!
»Zum Tod ist Zeit im Alter!« —
Sie aber merkte nicht drauf.

Ich rief: »s ist Mai, mein Püppchen!
 »Dein lieber Mai ist nah'!
 »Der Mai, — der Mai — Geliebte!« —
 Doch reglos lag sie da.

Ich nannt ihr einen Namen,
 Der stets ein Echo fand,
 Und flüst' ihr ihn warm in die Lippen; —
 Sie blieb so starr, wie die Wand.

Da ward mir bang und frostig,
 Ich fiel voll Angst auf's Knie,
 Und bat den lieben Himmel:
 »O Himmel, erweke sie!«

Der Himmel blies einen guten,
 Probaten Gedanken mir ein;
 Ich that, als wollt' ich einmal
 Recht ausgelassen sein.

Drum faßt' ich mit zierlicher Linken
 Fein: Püppchens rechte Hand,
 Indes mein rechter Arm sich
 Um ihre Mitte wand.

Dann flüstert' ich ihr in's Mündchen:
 »Noch einen Walzer geschwind!
 »Die Strauß'schen »Vive la danse!« —
 Und auf war mein gutes Kind.

Auf war es, und schwang sich so hastig
 Im fliegenden Walzer mit mir,
 Als wäre das ganze Sterben
 Nur liebliche Bosheit von ihr.

So lernt' ich denn im Traume, —
 Ich überglücklicher Mann! —
 Was einst gar mein süßes Püppchen
 Vom Tod erweken kann.

Joh. Gabr. Seidl.

A l f r e d.

(Fortsetzung.)

Schon waren mehrere Wochen seit Alfreds Ankunft vergangen, doch ein finst'rer Geist schien mit ihm in der Marquise Haus gekommen zu sein, und in seltsamer Spannung waren alle Gemüther. Pauline, ungleich in ihrem Betragen, bald hingebend freundlich, bald ernst und verschlossen, schien in ihrem Innern furchtbar zerrüttet und mit einem schweren Entschluß zu kämpfen; Alfred, durch der Geliebten Benehmen verletzt, ahnte, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, daß ein dunkles Gewitter heraufzöge an dem heitern Frühlingshimmel seines Hoffens. In der Marquise Seele aber nagte ein tiefer Schmerz, wenn sie Alfred und Paulinen geschieden erblickte, wenn sie sah, wie des Jünglings glühende Blicke innig liebesehend an Paulinens Zügen hingen, und diese dann zur Purpurrothe erröthete, aber nicht in jener süßen Liebesgluth, die das irdische Antlitz mit Himmelsglanz verklärt, sondern in jähen Schrecken vielmehr, als durchzuckte sie urplötzlich ein furchtbarer Gedanke: da verzweifelte die Marquise an dem Gelingen ihres liebsten Planes und heiße Thränen überströmten ihre Wangen.

Nicht länger konnte Alfred mehr diesen Zustand des Zweifels und Furchtens ertragen; er fühlte, wie die Ungewißheit, einer giftigen Natter gleich, sein Herz durchbohrte mit tausend Dolchen des Argwohns. Noch hatte er Paulinen nicht allein gesprochen; er beschloß, sie um eine geheime Unterredung anzusehen, und in dieser sollte ihm kund gethan werden, welches sein künftiges Loos sein werde. Ermuthigt durch diesen Entschluß begab er sich eines Abends zur Marquise.

Musik und laute Lust schallten ihm entgegen; peinlich schnitt der Kontrast der heitern Außenwelt mit seinem schmerzummüllten Innern in seine Seele; doch schnell in den Salon tretend näherte er sich der Marquise. Mit dem Ausdruck des Kummers trat ihm diese entgegen. »Pauline ist unwohl,« sagte die Marquise; »sehr weh thut es mir, nicht bei ihr sein zu können; doch ich war ja von jeher verdammt, die theuersten Gefühle meines Herzens der Konvention zu opfern,« fügte sie mit Bitterkeit hinzu. »Willst du Paulinen nicht auf einen Augenblick besuchen?«

Alfred verbeugte sich bejahend und eilte hinaus, hin zu Paulinens Zimmer. Als er nun vor ihrer Thüre stand, da fiel es ihm ein, wie er unmöglich in diesem Sturm seines Gemüths vor die Kranke treten könne, ohne sie heftig zu erschrecken; sich sammelnd blieb er an

der Thüre stehen. Eiasam und still war es auf dem Korridor; der Marquise Gemächer waren im ersten Stokwerk auf einer andern Seite, so daß kein Lärmen in das Entresol, welches Pauline bewohnte, dringen konnte. Wie er nun so da stand, sinnend ob er nicht eben heute Paulinen eröffnen sollte, was sein Herz belastete, da drang aus der Todtenstille ein Laut zu ihm. Es war ein stilles unterdrücktes Weinen, aber so wehmüthig, so unendlich schmerzlich, wie es nur aus gebrochenem Herzen quellen kann. Schnell öffnete er die Thür, doch von dem Wunderfeltamen des Anblicks, der sich seinen Augen darbot, überrascht, blieb er gleichsam erstarrt auf der Schwelle stehen. Pauline lag auf den Knien im Ausdruck des tiefsten Wehes, das Gesicht tief in die Kissen ihres Betschemmels gedrückt, und kaum war es zu gewahren, daß noch Leben sei in dem Wesen, welches regungslos in Schmerzen verloren schien. Eine Bewegung, die Alfred unwillkürlich machte, schreckte sie auf; ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihrer Brust, als sie ihn erblickte; Alfred trat hin zu ihr, sie aus ihrer Knienden Stellung aufrichtend, und sagte mit Klangloser Stimme: »Erhöhlen Sie sich, Pauline; was ich gesehen, es hat nur bestätigt, was ich schon längst geahnt. Seien Sie ruhig,« setzte er hinzu, Paulinens krampfhaftes Leben bemerkend; »es ist ja Freundesarm, der Sie unterstützt.«

Mit einem Blick voll schmerzlicher Innigkeit ließ sich Pauline von ihm zum Sopha führen. Schweigend saß sie lange neben ihm, endlich war ihr Entschluß gefaßt, unwiederrücklich, und Alfreds Hand ergreifend, begann sie:

»Ich verkenne ihn nicht, den Finger der höchsten Allmacht; Sie traten zu mir, als mein Herz geöffnet war vor Gott, so soll es denn offen und ohne Hehl sein auch für Sie. Ich will — « zögernd hielt sie inne.

»Sprechen Sie, Pauline! um Gotteswillen sprechen Sie!« flehte Alfred zu ihr. »Lassen Sie diese Stunde über unser Schicksal entscheiden.«

»Wie kann ich die Ihrige werden.« — Sie schwieg erschöpft, doch sich Kräfte sammelnd zu weiterer Rede fuhr sie fort: »Falschheit hat mein Leben beslekt; ich thue jetzt erst, was ich schon längst hätte thun sollen. Hören Sie mich an. Ich hatte in Montpellier einen jungen Kussen kennen gelernt; heiße Leidenschaft für ihn füllte meine Seele; er hing an mir mit unaussprechlicher Zärtlichkeit; niemand ahnte unser Verständniß. Ich haute meine ganze Hoffnung auf Ihren Edelmuth und im Vertrauen auf diesen, flehe ich jetzt zu Ihnen: entsagen Sie mir!«

Hestig ergriffen von der Wichtigkeit des Moments und ihres Geständnisses, war Pauline in die Kissen zurück gesunken, sich das Gesicht mit beiden Händen bedekend. Alfred ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, den ungeheuern Schmerz der Entsetzung bekämpfend als siegreicher Held. Da fiel sein Blick auf Etwas, das beim Bettschemmel am Boden lag, er hückte sich darnach; es war das Portrait eines jungen Mannes in russischer Uniform. Näher und näher betrachtete Alfred das Bild, es schien, als wollte sein Herz seine Augen Lügen strafen, als wollte er es sich selber abstreiten, daß er je diese Züge gesehen. Pauline war aufgestanden und zu ihm hin getreten, jede seiner Bewegungen verfolgend mit ängstlichen Blicken; endlich wagte sie schüchtern und bange die Frage: »Was darf ich hoffen?« Bewußtlos starrte er auf das Bild. Da sank Pauline zu seinen Füßen in Thränen der Verzweiflung. Das Bild entfiel Alfreds Händen, er gewährte Paulinen seine Kniee umschlingend, da besann er sich und mit dem Schrei: »O Unglückselige!« war er aus dem Zimmer verschwunden. —

(Beschluß folgt.)

D i c h t e r : G l ü c k .

Von Theodor Baron v. Palocfay.

In die Tiefen meines Innern hat mein geistig Aug' geblickt,
 Drin ein Frühling unermesslich, tausendfarbig buntgeschmückt,
 Kranz an Kranz, in reicher Fülle, goldne Früchte wunderbar,
 Und ein Meer, drauf schwimmt und singet lokender Sirenen-Schaar,
 Und ein Eiland, einsam liegend, drauf ein Berg, der Flammen sprüht,
 Ringsum Nacht, bis plötzlich Liebe, Zauber-Pharus! hell erglüh't.
 'S ist ein Chaos, unergründlich, das den Sinn gefangen hält,
 Poesie als Fee drin herrschet, bauend eine neue Welt.
 Von der Erde losgerissen, aus dem Staub emporgerafft,
 Gab ich hin mich den Gewalten, unterirdisch, räthselhaft;
 Dem Alltäglichen entfremdet, horch' ich auf den Geisterruf,
 Der mir in dem kalten Winter magisch holden Garten stuf.
 Himmelsklänge, Himmelstöne, kaum geahnte Melodien
 Vor dem Ohr, das wonnetrunken, leisen Flugs vorüber ziehn.
 Manchmal doch beschleicht mich wieder brennender Prometheus-Schmerz,
 Als der Geier, ob dem Raube, ihm zerfleischt das kühne Herz,
 Aus des Wahnsinns Nebellande taucht ein grausig Bild empor
 Und es rüttelt und es schüttelt an des Gartens eh'rnem Thor

Doch es hält ein guter Engel, an der Pforte treue Wacht,
 Und es flieht der finstre Schemen in die unwirthbare Nacht.
 Nimmer kann mich das berühren, was der Troß als Götzen ehrt;
 Andre Ziel und andre Bahnen hat der Genius mich gelehrt;
 Eigne Wonnen, eigne Freuden, die dem Dichter nur bewusst,
 Eignen Schmerz, wie Gold die Flamme, läuternd reiner meine Brust.
 Drum was uns das Leben bietet, W und Waage in der Hand,
 In den Staub sei es geworfen! thu dich auf mein Tabelland!

Der Spiegel.

Wer bin ich? wofür soll ich mich halten? wie gewinn ich ein Bild von mir selber? Ich kann nicht aus mir heraustreten, um mich zu sehen und zu beurtheilen, und jeder Fremde kennt mich besser als ich selbst. Gleichwohl wäre hier die Neugierde sehr verzeihlich und sogar zu loben, weil ein richtiges Bild von uns, eine klare Vorstellung von unserm äußeren Menschen, durch den ja der innere sich kund gibt, von großem Einfluß auf unsere Veredelung sein würde. Könnte der Zornige sich erblicken, wenn seine Geberde sich verzerrt, der Hämische, der Falsche, der Schleicher, der Hohnlacher, der Gel, der Aufgeblasene, der Trunkenbold; er müßte zurückschaubern oder sich beschämt fühlen. Was wir an Andern tadeln und hassen, können wir an uns selber nicht lieben, wenn es uns vor Augen stände. Aber was in unserem Innern vorgeht, das glüht und sprüht schon im Blicke, zuckt auf der Lippe, regt sich in den Fingerspitzen und liegt aller Welt offenbar, ehe wir selbst uns seiner noch bewusst sind. Wer kennt die Tiefe seines Herzens? wer kennt nur seine äußere Darstellung und das Bild, unter dem es Andern erscheint? Freilich haben wir den Spiegel erfunden, und man sollte meinen, daß durch diese Erfindung die Selbstkenntniß und mit ihr die Verbesserung der Menschen Riesenschritte gethan haben müßte. Aber das Glas ist trügerisch und falsch, wenigstens unvollkommen, und es kann uns wohl glatter machen und süßthuender, aber schwerlich edler und reiner. Gleichwohl bleibt der Spiegel ein schätzbarer Freund, und auch der Verständige kann und soll vor ihn hintreten, nicht um Eitelkeit und leeres Spiel, sondern in ernster Erwägung und als ein redlicher Forscher seiner selbst. Er soll an dem Räthsel rathen, dessen Lösung so wichtig für uns ist, soll durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen suchen, und aus leisen Andeutungen und eingebrückten Spuren sich selbst finden und entwickeln. Schade nur, daß aus dem

Glaube nichts anderes heraussehen kann, als was eben hineinseht, daß dem Lauscher von außen derselbe Lauscher von innen entgegenguckt, und daß gerade in aufgeregten Stimmungen, wo die rechte Seele zu erfassen wäre, sowohl der Spiegel, als die ruhige Beobachtung fehlt.

Der Teufel unter den Gezern.

Im Jahre 1561 erschien zu London ein Büchlein unter dem Titel: „Anatomy of the mass.“ Es bestand aus 170 Seiten, denen 15 Seiten Druckfehler beigelegt waren. In der Vorrede zu diesen Druckfehlern läßt sich der Verfasser dieser wunderlichen Anatomie, ein Mönch, auf folgende Weise aus: „Um die Früchte dieses Werkes zu vernichten, hat der Teufel zwei boshafte Mittel angewendet, nämlich er warf erst das Manuskript in eine Pfütze und brachste es in einen so erbärmlichen Zustand, daß einige Theile ganz unleserlich wurden; sodann zwang er die Gezer, so zahllose Schnitzer zu machen, wie man dies nie vorher in einem so kleinen Buche gesehen hat. Diese zweifache List des Teufels zu vereiteln, habe ich mich genöthigt gesehen, dieses Buch nochmals durchzusehen und ein Verzeichniß zu fertigen von allen den Schnitzern der unter den Einfluß des Teufels arbeitenden Gezer.“

Volkszahl in Canton.

Die „Literary Gazette“ enthält folgende statistische Notizen über Canton: „Die Schuhmacher bilden die zahlreichste Klasse von Handwerkern in Canton; man schätzt ihre Zahl auf fünfundzwanzigtausend; auch will man in dieser Stadt fünfzehntausend Weber, siebentausend Steinmezen, sechzehntausend Zimmerleute und Schreiner zählen. Mehr als achtzehntausend Handelsfahrzeuge von verschiedener Größe unterhalten den Verkehr zwischen Canton und Wampu. Die Lankas oder kleinen Häuser, in welchen das gemeine Volk für eine jährliche an die Polizei zu entrichtende Abgabe wohnt, belaufen sich auf fünfzigtausend.“

Der Modenkourier. Nr. 8.

(Paris, den 20. Februar 1832.)

1. „Abscheulich! Schrecklich! Furchtbar!“ ruft ein hiesiges Modeblatt aus. „Aber es muß heraus, wir haben es gesehen, und nicht bei Einer Dame, bei zwei, drei, bei einem Duzend; wir haben die abscheuliche Sitte des alten Versailles in unsern Tagen erneuert gesehen, ein wahrer Irrgang des Geschmacks, ein Anathema wider die Natur, wir meinen den — den Puder!“ — Und in der That sind bei einigen Soireen mehrere Damen mit weißbestäubten Haaren erschienen, so daß man sagen kann, daß der Puder eine neuerschienene Mode in Paris ist.
2. Die Ferronières (Stirnblätter) sieht man unter Hüten und Hauben fast gar nicht mehr; aber bei Haarkoiffuren sind sie noch stark im Gebrauche. Auf Bällen kann man gar nicht ohne dieselben erscheinen.
3. Diese Woche waren mehrere Maskenbälle bei ausgezeichneten Künstlern. Man sah dafselbst viele italienische und arabische Anzüge; die Damen erschienen häufig in griechischen Toiletten.
4. Bänder und Blumen wetteiferten, um als Verzierung der Kleider zu dienen.
5. Die Peterinenkleider des letzten Herbstes, von schwarzem oder sonst dunkelfarbigen Gros de Naples &c. sind seit einigen Tagen, als die Temperatur milder geworden, wieder zum Vorschein gekommen; mit diesen werden stets *Bibis* oder Hüte mit kleinen Schirmen getragen.
6. In den Negligeanzügen erschien nichts Neues und man beschäftigt sich jetzt weniger damit. Die Peterinen sind immer sehr weit und lang bei den Ueberröcken. Die Ärmel sind mit ihrer ungeheuren Breite in der Höhe in statu quo geblieben.
7. Man verfertigt auch Ueberröcke von Sammet oder Atlas, deren Vordertheil sehr verworrene Verzierungen haben; aber der größte Theil wird einfach gemacht und bloß durch Schleifen geschlossen.
8. Es werden viele Kleider mit einer Quimpenbrust und langen Ärmeln verfertigt. Statt der Boas trägt man oft mit diesen Anzügen Cachemirschärpen.
9. Man verwendet jetzt bei unsern ersten Schuhfabrikanten Stoffe von Seide und Leder, auf welchen Golddeffins gemalt sind, und welche durch eine neue Erfindung weder verbleichen noch dunkel werden. Diese Stoffe stehen herrlich zu Pantoffeln, welche jetzt sehr in der Mode sind.

Modenbild. Nr 10.

Pariser Anzug vom 20. Febr. Sammethut mit Feder garnirt. Sammetkleid mit Blondengarnirt.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.

deblatt aus.
 Dame, bei
 alten Ver-
 Schmales,
 !" — Und
 äubten Haa-
 erschiene
 nd Haubeu
 Gebrauche.
 ten Künst-
 Damen er-
 er Kleider
 oder sonst
 emperatur
 erden stets
 n beschäf-
 lang bei
 e Höhe in
 eren Vor-
 d einfach
 en Ker-
 n Cache-
 toffe von
 urch eine
 en herr-



Modeblatt z. Spiegel